

Urkirchenromantik

LUDWIG HERTLING SJ

Urkirche und Urchristentum haben von jeher auf die Historiker eine Anziehungskraft ausgeübt, wie kaum ein anderer Teil der Menschheitsgeschichte. Fast im Übermaß; denn es ist kaum zu leugnen, daß die den altchristlichen Quellen von Forschern aller Richtungen zuteil gewordene liebevolle Beschäftigung unsere Kenntnis von den ältesten Zeiten der christlichen Religion nicht immer gefördert hat.

Solche Zeiten pflegen eine gewisse sehnsgütige, mit Idealisierung verbundene Rückschau hervorzurufen, also das, was wir mit einem, allerdings etwas die Bedeutung des Wortes verfälschenden Ausdruck als Romantik bezeichnen.

Nicht alle Romantik ist von vornherein verwerflich. Der Historiker soll sogar eine gewisse romantische Fähigkeit besitzen; er soll imstande sein, sich in alte Zeiten und in die damals handelnden Personen liebevoll hineinzudenken. Wenn Gertrud von Le Fort von Historikern spricht, die „dabei gewesen“ sind und andern, die „nicht dabei waren“, so ist jedenfalls der Historiker vorzuziehen, der „dabei gewesen“ ist. Das gilt ganz besonders für die Erforschung des Urchristentums. Ein Historiker, der imstande ist, die Ignatiusbriefe oder die Perpetua-Akten ohne innere Bewegung zu lesen, täte besser daran, sich mit dem Siebenjährigen Krieg oder mit der Entdeckung Australiens zu beschäftigen als mit den ersten christlichen Jahrhunderten.

Verständnisvolles Einfühlen ist für die Kenntnis des Urchristentums berechtigt und notwendig. Nur darf es nicht in Übertreibung und falsche Idealisierung ausarten. Solche übertreibende Urchristentums-Romantik hat es schon in frühen Zeiten gegeben. Ihre älteste Form könnte man als Katakomben- oder Martyrer-Romantik bezeichnen. Sie hatte ihre erste Blütezeit im 6. und 7. Jahrhundert, als die unzähligen legendären Passionen geschrieben wurden, als der erste Teil des Liber Pontificalis entstand. Diese Literatur schwelgte in großen Zahlen von Märtyrern, unglaublichen Torturen, Wundern und Massenbekehrungen. Die Martyrinnen stellte man sich als jugendschöne gottgeweihte Jungfrauen oder Bräute vor, die Martyrer als mutige Knaben und blühende Jünglinge. Diese Martyrerromantik verschwand nie ganz, sie erhielt sogar im 17. Jahrhundert einen neuen Auftrieb, als die römischen Katakomben wieder entdeckt und neu erforscht wurden. Damals

glaubte man, überall die alten Legenden bestätigt zu finden. Diese neuere „Katakomben“-Begeisterung hat im 19. Jahrhundert in Wisemans unsterblichem Roman *Fabiola* ihren literarischen Ausdruck gefunden.

Diese Katakomben-Schwärmerei ist natürlich vom geschichtlichen Standpunkt aus zu beanstanden, dem religiösen Leben der Gläubigen schadet sie wenig. Sie ist höchstens insofern bedauerlich, als sie den Blick von den gesicherten historischen und archäologischen Tatsachen abzieht. Außerdem schlägt jede derartige Begeisterung leicht in ihr Gegenteil um. Manche schließen gleich, wenn sie hören, daß Cäcilia keine Braut war und nicht im Bad erstickt wurde: also hat es überhaupt keine Martyrin Cäcilia gegeben.

Viel bedenklicher ist eine Art von Urkirchen-Romantik, die mehr aufs Ganze geht und sich die Zeit des werdenden Christentums in einem verklärten Licht vorstellt, mit der unvermeidlichen Begleitvorstellung, daß die Kirche seitdem von ihrer ursprünglichen Höhe herabgesunken, im Lauf der Zeit entartet sei. Wer in dieser Vorstellung gefangen ist, denkt sich die christliche Religion als einen Lichtstrahl, dessen Wärme und Leuchtkraft mit dem Quadrat der Entfernung von der Quelle abnimmt. Er meint, wenn der Religion überhaupt noch zu helfen ist, dann müsse sie auf ihre ursprünglichen Formen zurückgeführt werden: Zurück zum Urchristentum! Fast alle abwegigen Strömungen und Irrlehren in der Kirche haben damit begonnen, daß sie auf irgendeinem Gebiet re-formieren, das heißt, auf die vermeintliche ursprüngliche Reinheit zurückführen wollten. Dabei spielt immer die optische Täuschung mit, daß man das Unentwickelte, das Primitive, leicht als das Reinere, Bessere ansieht.

Schon das wäre ein Irrtum, wenn man sich das älteste Christentum als eine Zeit besonderer, später nie mehr erreichter Glaubensstärke und Glaubensreinheit vorstellte. Es hat vielmehr gerade auf dem Gebiet der eigentlichen Glaubenslehre lang gedauert, bis sich klare und feste Normen durchgesetzt hatten. Die gnostischen Strömungen, die schon in der apostolischen Zeit in die jungen Gemeinden eindrangen und im 2. Jahrhundert zu einer wahren Flut anschwollen, drohten das in der Lehre der Apostel festgelegte Glaubensgut zu verschlingen. Das Gemeinsame in der sogenannten Gnosis ist, daß sie den Begriff der Offenbarung noch nicht erfaßt hatte. Sie glaubte an der christlichen Lehre und an den christlichen Heilstatsachen weiterbauen zu können wie an einem philosophischen System oder an einer Mythologie. Diese Geisteshaltung war nicht auf die vielen häretisierenden Zirkel beschränkt, sondern drang tief in die Massen des gläubigen Volks ein, soweit wir überhaupt im 2. Jahrhundert schon von Massen sprechen können. Der Wildwuchs der Apokryphen, die vom Ende des ersten Jahrhunderts und durch das ganze zweite entstanden, alle die vielen Pseudo-Evangelien, Pseudo-Apokalypsen und anderen, Glaubensquellen sein wollenden, Schriften legen davon Zeugnis ab. Von dieser ausgebreiteten Literatur, der die gesunde Theologie bis über die Mitte des zweiten Jahrhunderts hinaus kaum

etwas entgegenstellen konnte, sind nur Trümmer auf uns gekommen; aber diese sprechen deutlich genug, und wir kennen einige dieser Schriften, die sich außerordentlichen Ansehens erfreuten, wie das Proto-Evangelium Jacobi und den Hirten des Hermas, der sogar beim Gottesdienst vorgelesen wurde, obwohl er nichts anderes ist als eine Pseudo-Apokalypse.

Es wäre falsch zu meinen, daß sich die spätere kirchliche Lehre aus diesem Wust „entwickelt“ hätte. So war es nicht. Die „reine Linie“, die auf Christus und die Apostel zurückreicht, war immer vorhanden. Die Dogmengeschichte kann das zeigen. Aber die reine Linie war gefährdet. Gefährdet war vor allem der Begriff der Glaubensquellen. Das sogenannte Muratorische Fragment aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts, das fast amtlichen Charakter zur Schau trägt, zeigt das Bestreben, den Kanon der Heiligen Schriften zu fixieren und den Wildwuchs von den Offenbarungsquellen zu trennen. Von etwa 180 an setzte dann die eigentliche theologische Gegenwirkung gegen die Gnosis ein. Zwar ist Clemens von Alexandrien stärker vom gnostischen Denken beeinflußt, als ihm selbst bewußt wurde. Aber Irenäus und nach ihm Hippolyt und in etwa Tertullian legten den Begriff der Paradosis, der Apostolischen Überlieferung, des einmal geoffenbarten und darum unveränderlichen Depositum Fidei, fest.

Diese frühen Krisen haben auf die Entfaltung des christlichen Lebens und der katholischen Frömmigkeit ohne Zweifel hemmend gewirkt. Die indirekten Wirkungen kann man noch auf Jahrhunderte hinaus spüren. Denn die werdende Theologie bekam dadurch jenen Charakter der Abwehr, des Schutzes der Rechtgläubigkeit, der Verteidigung des sozusagen abstrakten Lehrgebäudes. Das war notwendig, und gerade diesem Umstand verdanken wir den unvergänglichen Schatz der Schriften der großen Kirchenväter des 4. und 5. Jahrhunderts. Aber es läßt sich kaum erkennen, daß die Auswertung der Glaubenswahrheiten, ihre Beziehungen zum Menschen und seinem persönlichen religiösen Leben, einstweilen noch hinter der fortschreitenden Glaubenserkenntnis zurückblieb, wenigstens insoweit dies seinen Niederschlag in schriftlichen Zeugnissen gefunden hat. Das christliche Altertum kannte noch kaum etwas wie eine Theologie der Sakamente, eine Theologie der Kirche. Es dauerte bis tief ins Mittelalter, bis die liebevolle Betrachtung der historischen Menschheit Christi in das religiöse Leben der Gläubigen eintrat. Es dauerte noch länger, bis der ganze innere Reichtum des Altarsakraments dem betenden Gläubigen zugänglich wurde. Wenn man es formelhaft zuspielen will, könnte man sagen: Glauben gelernt haben die Christen im Altertum, aber persönlich beten gelernt erst im Mittelalter.

Es ist nun eine äußerst reizvolle Aufgabe, diesen Prozeß der Festigung, Reinigung und Vertiefung zu beobachten. Das ist es gerade, was die Patriistik, das Studium der altchristlichen Literatur, so anziehend macht. Der Historiker muß dabei immer wieder die Lebenskraft der Kirche bewundern, daß es überhaupt gelungen ist, die in der neutestamentlichen Offenbarung

niedergelegte Lehre nicht nur ungeschmälert zu bewahren, sondern sie, ohne fremde Elemente beizumischen, verstandesmäßig zu durchdringen. Aber er kommt dabei doch immer wieder zu dem Schluß, daß die Kirche in der Auswertung und Zugänglichmachung der Glaubensschätze nicht nur bis zur Zeit der großen Kirchenväter, sondern auch nachher, und gerade noch nachher, ungeheure Fortschritte gemacht hat.

Besonders deutlich wird die Unentwickeltheit des christlichen Lebens im Altertum, wenn wir das Gebiet der kirchlichen Organisation betrachten. Manche möchten freilich gerade darin einen Vorzug sehen, daß die alte Kirche ein Liebesbund gewesen sei ohne starre Rechtsformen. Aber es war nicht so. Schon beim heiligen Paulus ist die Kirche kein bloßer Freundschaftsbund oder ein Verein von Gleichgesinnten. Paulus schließt den Sünder von Korinth aus der Gemeinschaft aus und „übergibt ihm dem Satan“; er widersteht in Antiochia dem Kephas „ins Angesicht“; er trennt sich mit einem „Paroxysmus“ von seinem Mitapostel Barnabas, wegen einer Personenfrage. Ein bloßer Liebesbund war die Kirche nie. Das juristische Band der sakramentalen Communio war von Anfang an da, sogar sehr stark verankert, auch im Bewußtsein der Gläubigen. Nur dieses Band, viel mehr als die Gemeinsamkeit der Lehre, und erst recht mehr als ein bloßer Freundschaftsaffect, hat überhaupt die Kirche als Kirche zusammengehalten. Autorität war vorhanden, die dieses Band zusammenhielt, eher zu viel als zu wenig, das heißt die kirchliche Autorität betätigte sich in den ersten Jahrhunderten in einer Weise, die uns oft unnötig hart und schroff erscheint. Es gab überhaupt nur eine Form der Betätigung: den Ausschluß aus der Communio. Papst Victor am Ende des zweiten Jahrhunderts schloß die Kirchen der Provinz Asia wegen einer uns geringfügig erscheinenden Abweichung im Ritus von der Gemeinschaft aus. Das war damals ein bedeutender Teil der Gesamtkirche, vielleicht ein Viertel der ganzen Christenheit. Papst Stephanus schloß sechzig Jahre später über hundert afrikanische und asiatische Bischöfe aus, darunter den heiligen Cyprian. Auch bei einzelnen Personen, wenn sie sich in irgendeinem Punkt von der Lehre oder Disziplin der Kirche entfernten, gab es immer nur eine Lösung: sie wurden abgesetzt und hinausgeworfen (apelaunein, hinaustreiben, der stehende Ausdruck im Griechischen), besonders in Rom, angefangen von den frühen Gnostikern, Kerdon, Valentin, Marcion, zu Florinus und Blastus, den beiden Theodot, Sabellius. Die Ausstoßung des großen Origenes durch den Bischof von Alexandria erscheint uns unnötig hart, wenn nicht geradezu ungerecht. Wir haben auch den Eindruck, als ob mit etwas mehr Liebe und Verständnis sowohl das Schisma Hippolyts als der Abfall Tertullians zu verhindern gewesen wären. Manches mag uns nur so scheinen, weil unsere Quellen so lückenhaft sind, daß wir die näheren Umstände nicht kennen; aber der Fälle sind zu viele, als daß wir zweifeln könnten, daß das Recht da war und sehr streng, zu streng in vielen Fällen gehandhabt wurde.

Was die Bischöfe antrieb, ihre Gegner so hart zu behandeln, war gewiß Eifer für den Glauben und für die gute Sache. Aber wir vermissen dabei nur zu oft nicht nur die Liebe, sondern auch die Gerechtigkeit. Der Brief, den Papst Cornelius an den Bischof von Antiochia schrieb, erscheint uns mit seinen persönlichen Schmähungen über Novatian geradezu kleinlich, wenn wir auch nicht beweisen können, daß es Verleumdungen waren, wie manche moderne Kritiker meinen. Dabei war Cornelius nach den Worten Cyprians noch ein *Sacerdos pacificus*. Die Auslassungen Firmilians von Cäsarea über Papst Stephanus sind nichts anderes als ein Wutausbruch, und doch hat Cyprian dieses Schreiben in die Ausgabe seiner Briefsammlung aufgenommen. Als Marcion dem Bischof Polykarp von Smyrna auf der Straße begegnete und höflich grüßte, rief ihm der Schüler des Liebesjüngers Johannes zu: „Ich kenne dich, den Erstgeborenen Satans“.

Vielelleicht war solche Schroffheit in den Anfängen der Kirche notwendig. Aber sie hat sicher auch dazu beigetragen, daß wir in den ersten Jahrhunderten fortwährend von Auflehnung, Spaltung und Schismen hören und so selten von Versöhnung und Unterwerfung.

Wenn wir die Kirche als das betrachten, was sie ist und was sie von Anfang an sein wollte, nämlich als Seelsorge-Institut, dann dürfen wir uns nicht darüber täuschen, daß die eigentlich seelsorglichen Einrichtungen auf lange Zeit hinaus noch sehr unvollkommen waren.

Die gottesdienstlichen Verhältnisse waren, wenigstens im vierten Jahrhundert, wo wir sie besser kennen, nicht ideal. Die Kirchen waren sehr klein. Wir kennen sie besonders gut aus Nordafrika, damals einer der blühendsten Kirchenprovinzen, wo noch viele Kirchen in den Grundrissen erhalten und sorgfältig ausgegraben und gemessen sind. Die größten, zwei in Karthago, sind nicht größer als eine heutige mittlere Stadtpfarrkirche. In manchen Bischofsstädten gab es nur eine einzige Kirche im Ausmaß einer heutigen Dorfkirche. Auch in Rom war das nicht anders. Die großen Cōmeterialbasiliken, St. Peter und St. Paul, lagen außerhalb der Stadt, und die Bischofskirche, der Lateran, ganz am Rand. Die Kirchen im bewohnten Stadtgebiet waren alle klein. Wenn man nun bedenkt, daß in jeder Kirche (wohl bis ins fünfte Jahrhundert) nur ein Gottesdienst gehalten wurde oder gar, wie im griechischen Orient, nur ein Gottesdienst in einer einzigen Kirche, dann können wir ausrechnen, wieviele Leute am Sonntag die Kirche besuchten. Die christliche Bevölkerung von Antiochia zur Zeit des heiligen Chrysostomus schätzt man auf 100000. Wenn die einzige Kirche, in der Gottesdienst stattfand, selbst 10000 Menschen gefaßt hätte, so blieben doch 90% ohne Gottesdienst. In Rom war es nicht viel besser. Von den Titelkirchen dürfte kaum eine tausend Menschen gefaßt haben. Wir stehen also vor der Alternative: entweder waren die Christengemeinden wesentlich kleiner als wir sie uns nach den niedrigsten Schätzungen vorstellen, und das ist aus vielen Gründen unwahrscheinlich, oder ein sehr großer Teil der Christen nahm kaum das eine oder andere Mal im Jahr an Meßopfer oder Predigt teil.

Wenn das im vierten Jahrhundert so war, dann kann es im dritten nicht viel besser gewesen sein, sondern eher schlechter. Die Gemeinden waren zwar noch weniger groß, aber der zur Verfügung stehende Kirchenraum muß im Verhältnis noch geringer gewesen sein. Wohl wurden schon im dritten Jahrhundert wirkliche Kirchen gebaut, aber doch auch noch Zimmer in Privathäusern benutzt, und diese konnten natürlich nur wenige Gläubige fassen. Ein Kirchengebot, am Sonntag der Messe beizuwohnen, gab es noch nicht. So konnte es nicht ausbleiben, daß manche Christen vielleicht Jahre lang keine Kirche von innen sahen. Als Plinius im Anfang des zweiten Jahrhunderts, also noch ganz nahe an der apostolischen Zeit, seine Untersuchungen anstellte, fand er Leute, die erklärten, sie seien einmal Christen gewesen, aber jetzt nicht mehr, seit drei oder mehr, sogar seit zwanzig Jahren. Wir brauchen nicht anzunehmen, daß diese Leute gelogen hätten, auch nicht daß sie förmlich abgefallen wären; sie waren einmal getauft worden, hatten sich aber seit Jahren nicht mehr beim Gottesdienst sehen lassen.

Wenn allerdings der heilige Hieronymus seinen Paulus den Einsiedler fast hundert Jahre bis zu seinem Tod in der Wüste leben läßt, ohne jemals einen Menschen zu sehen, also auch ohne Gottesdienst und Sakramentenempfang, so wundert es uns, daß weder er noch anscheinend seine Leser daran Anstoß nahmen. Denn bei den ägyptischen Mönchen des vierten Jahrhunderts, auch bei den Einsiedlern, war sonntäglicher Gottesdienst und Sakramentenempfang die Regel.

Der Gottesdienst war eben noch nicht auf seelsorgliche Bedürfnisse eingestellt. Die Liturgie war zu selten und wohl auch zu lang. Zwar fiel das Anhören von endlosen Lesungen den antiken Menschen nicht so schwer wie den heutigen, weil sie ganz einseitig zum Sprechen und Hören erzogen waren. Aber die choreographische Gestaltung des Gottesdienstes fehlte noch fast ganz. Jahrhundertelang gab es überhaupt noch keine liturgischen Gewänder. Noch im Jahr 404 wurde dem heiligen Chrysostomus, Bischof der Reichshauptstadt Konstantinopel, von seinen Mitbischöfen zum Vorwurf gemacht und als Eitelkeit ausgelegt, daß er sich vor dem Gottesdienst ein eigenes Festkleid anziehen ließ. Es gab noch keine Orgel, keinen Gesang. Das einzige war abwechselndes Rezitieren von Psalmen. Wenn heute manche auf die hochentwickelten liturgischen Formen des sechsten, siebenten, achten Jahrhunderts zurückgreifen wollen, so ist dagegen nichts einzuwenden; nur ist das nicht mehr Urchristentum, sondern Mittelalter.

Manche stellen sich die ersten christlichen Jahrhunderte auch insofern zu ideal vor, als sie meinen, es hätte damals keine oder fast keine Sünden und Laster gegeben. Wer das glaubt, der lese etwa Hippolys Schilderung von der Laxheit in der „Sekte der Callistianer“, womit er die rechtmäßige römische Kirche bezeichnet, von der er sich getrennt hatte. Natürlich ist das eine böswillige Satire, und manches darin scheint geradezu erfunden zu sein; aber eine Satire, die wirken soll, setzt einen Kern von Wahrheit voraus. Oder

wenn man Hippolyt als parteiischen Zeugen ablehnen will, dann nehme man Cyprians De Lapsis oder was Gregor der Wundertäter über die Christen seiner Zeit schreibt. Man kann sich allerdings damit helfen, daß man sagt, das seien Zeugnisse aus dem dritten Jahrhundert. Damals sei die Kirche eben schon entartet und verweltlicht gewesen. Das eigentliche reine, ideale Goldene Zeitalter reiche nur etwa bis in die Mitte des zweiten Jahrhunderts.

In diesen siebzig bis achtzig Jahren, vom Ende des Neuen Testaments bis etwa zu Justin, hat allerdings die Phantasie reichen Spielraum, weil wir fast keine Quellen besitzen. Wir haben zwar wertvolle Stücke gerade aus dieser Zeit, den Clemensbrief und die Ignatiusbriefe, die besonders dadurch wichtig sind, daß sie uns die Kontinuität der kirchlichen Organisation, namentlich des Bischofsamtes, aus der Apostolischen Zeit zeigen; aber über die allgemeinen Zustände, das religiöse Leben der Gläubigen, geben sie uns wenig Aufschluß. Es ist darum geschichtlich nicht möglich, für diese wenigen Jahrzehnte ein Idealbild zu konstruieren und dann zu behaupten, die Kirche sei von etwa 150 an von ihrer ursprünglichen Höhe herabgesunken. Die Wahrscheinlichkeit spricht vielmehr dafür, daß die Parabel vom Unkraut im Weizen auch für diese quellenarme Zeit ebenso gilt wie für die Zeit vorher und nachher.

Sollen wir also das Urchristentum nicht mehr bewundern und hochschätzen? Es war also kein Heldenzeitalter, die Kirche war niemals, auch nicht in den Anfängen, rein und fleckenlos? — Ja und Nein. Wir sollen das Urchristentum so betrachten, wie wir die Kindheit eines großen Mannes betrachten, wobei wir uns über manche Züge freuen, die schon die zukünftige Größe andeuten und vorbereiten. Wir sollen uns aber nicht in diese Kindheit verlieben und dann übersehen, was der Mann später wirklich geleistet hat. Es gibt zwar Menschen, bei denen die Lebenskurve abnormal verläuft, wo der Höhepunkt der Leistung schon sehr früh liegt, sogar schon im zweiten Lebensjahrzehnt, wie das bei manchen Künstlern der Fall war. Und bei den meisten wird in einem gewissen Alter Vitalität und Schaffenskraft nachlassen. Bei der Kirche verläuft hingegen die Lebenskurve ständig ansteigend, wenn auch von Schwankungen unterbrochen, und zwar nicht nur auf dem Gebiet der äußeren Ausbreitung, wo das ständige Wachstum mit Händen zu greifen ist, sondern auch was die innere Bereicherung, den Zuwachs an neuen, unvergänglichen Werten angeht.

Man könnte für die ganze Kirchengeschichte zwei Arten von Geschichtsauffassung unterscheiden: die eine, die man als pessimistische bezeichnen könnte, die sich die Lebenslinie der Kirche vom Urchristentum angefangen als absteigend denkt, wenn auch von vorübergehenden Höhepunkten unterbrochen, und die andere, optimistische, die der Parabel vom Samenkorn folgt und in der ganzen Geschichte der Kirche ein Wachstum des Baumes nach innen und außen sieht. Vom geschichtlichen Standpunkt aus verdient jedenfalls die optimistische Auffassung den Vorzug.